



STARTWOCHEENZEITUNG

Startwoche 2022

Eine Beilage der Landeszeitung

Freitag, 14. Oktober 2022

Schön war's gewesen

Heute endet die Startwoche an der Leuphana. Eine Bilanz in Zahlen und Zitaten.

» Seite 10

Die große Kluft

30 Jahren nach dem Ende der Apartheid: Wo steht Südafrika heute? » Seite 11

EDITORIAL



Von Mick Neumann

Mut im Kleinen

Vielen Menschen fehlen die Worte, wenn sie über Mut sprechen sollen. Mit meiner Kollegin Katrin Hommen habe ich in der Lüneburger Innenstadt Menschen unsere heutige Frage des Tages gestellt: „Wann warst du das letzte Mal mutig?“ Überraschenderweise hörten wir viele Antworten wie: „Gute Frage“, „Da fällt mir spontan nichts ein“ oder „Ich bin nicht mutig“. Das kann ich mir kaum vorstellen. Vielleicht wollten sie nicht zugeben, in welcher Situation sie mutig waren, erkennen ihr Handeln selbst nicht als mutig an oder haben sich die große Heldentat gewünscht. Aber nicht jeder Mut muss spektakulär sein: Manchmal reicht es aus, einer Person zu widersprechen und für sich einzustehen, die eigenen Gefühle und Verletzlichkeit zu zeigen oder zum Studieren in eine neue Stadt zu ziehen. Wenn ich daran denke, wann ich mutig war, fällt mir immer mein Outing vor etwa fünf Jahren ein. Da mir queere Identifikationsfiguren gefehlt haben, war es für mich schwierig, mich selbst zu finden. Geholfen hätte mir mehr LGBTQ*-Repräsentation in den Medien. Wann Menschen in Lüneburg das letzte Mal Mut gezeigt haben, erfahrt Ihr auf Seite 12.

„Wir sehen uns als Feueeralarm“

VON KATRIN HOMMEN

Begonnen hat alles mit dem Hungerstreik sieben junger Menschen im Herbst 2021. Anfang des Jahres folgten Autobahnblockaden in Berlin, das Ziel: ein Essen-Retten-Gesetz von der Bundesregierung einzufordern. Mittlerweile sind nach eigenen Angaben rund 500 Menschen bei der Bewegung „Letzte Generation“ aktiv. Die Aktivist:innen möchten durch zivilen Ungehorsam Klimaschutzmaßnahmen von der Regierung erzwingen. Auch Miriam Meyer (30) aus Schleswig-Holstein ist dabei.

Miriam, wie kam es dazu, dass du Teil der Letzten Generation geworden bist?

Ich habe eigentlich Buddhismus studiert und als Tutorin an der Uni gearbeitet. Mein Ziel war es, mich für Menschenrechte und politischen Aktivismus einzusetzen. Ich habe dann aber im Laufe des Studiums gemerkt: Wenn wir die Klimakrise nicht in den Griff bekommen, können wir Menschenrechte global vergessen. Der Moment, in dem ich mich entschlossen habe, zur Letzten Generation zu gehen, war der Hungerstreik einiger Aktivist:innen während der Bundestagswahl 2021. Im ersten Moment habe ich mich gefragt: Warum riskieren die ihr Leben? Je mehr ich dann darüber nachgedacht habe, desto klarer wurde mir, dass nichts zu unternehmen ein viel größeres Risiko ist. Inzwischen engagiere ich mich Vollzeit als Aktivistin, mit meinem Studium und meinem Job habe ich aufgehört.

Was wollt ihr mit euren Aktionen bezwecken?

Wir sehen uns als letzte Generation, die den kompletten Klimakollaps verhindern kann. Wir fordern von der Politik überall dort, wo wir noch irgendwie einlenken können, sofort aktiv zu werden. Ich habe schon mehrmals unsere Forderungen an das Bundeskanzleramt geschickt oder symbolisch Öl davor vergossen. Wir haben auch schon Pferdeäpfel ins Landwirtschaftsministerium gekippt. Bei all diesen Aktionen bleiben wir immer gewaltfrei. Am häufigsten bin ich bei Autobahnblockaden dabei.

Viele Autofahr:innen regen sich darüber auf.

Es ist das Mittel, das den größten Druck aufbaut. Um die Störung länger aufrecht zu erhalten, kleben wir uns an der Straße fest. Das ist nicht angenehm, aber wir schaffen es so gut, den Alltag zu stören und eine sehr große Resonanz zu bekommen. Und wir erreichen damit auch die Politik. Das Abgeordnetenhaus Berlin hat schon eine Stunde lang nur über uns diskutiert.

Was erlebst du, wenn du auf der Straße sitzt, die Hände festgeklebt auf dem Asphalt?

Die meisten Menschen, vor denen ich sitze, sind natürlich

Die „Letzte Generation“ weist mit radikalen Aktionen auf die Klimakrise hin – zum Unmut mancher Menschen. Ein Gespräch mit einer Aktivistin



Miriam Meyer blockiert den Berliner Flughafen.

Foto: Stefan Müller

ich bin nicht allein. Eine andere Konsequenz: Ich erhalte sehr viel Post von der Polizei. Das geht von Anhörungsbögen bis hin zu Geldstrafen. Mein Vater macht immer die Post für mich auf und gibt mir Bescheid, wenn ich schnell auf einen Brief reagieren muss. Inzwischen sind es über 2000 Euro, die ich zahlen oder im Gefängnis absitzen müsste.

Kostet es dich Überwindung, angesichts solcher Strafen weiterhin dabei zu sein?

Vor größeren Aktionen kann ich oft nicht schlafen. Während der Aktion habe ich eher Angst vor der direkten Konfrontation. Bevor ich auf Autobahnen gehe, fürchte ich, dass ich körperlich direkt angegangen oder angeschrien werde. Da kann immer mal was passieren – zum Glück waren es bisher meistens immer nur kurze Schockmomente. Aber in Relation zur Klimakrise ist das schon in Ordnung. Dann bin ich lieber persönlich pleite oder sitze im Gefängnis, als das wir hier Kriege haben, weil 3,5 Milliarden Menschen auf einmal nicht mehr ihre Gebiete bewohnen können.

„Die Massendemonstrationen von Fridays for Future wurden von der Politik komplett ignoriert. Was sollen wir also machen, außer zivilem Ungehorsam?“

Miriam Meyer

Wie geht es langfristig mit der Letzten Generation weiter, angesichts einer Klimakrise, die immer weiter fortschreitet?

Im Oktober starten wir in Berlin eine Aktion, bei der wir Tempolimit 100 und das 9-Euro-Ticket fordern. Wenn wir da konkrete Zusagen von den Politiker:innen bekommen, hören wir mit unserer Blockade auf. Wir als Letzte Generation überlegen uns immer neue Aktionsformen, um unser langfristiges Ziel zu erreichen. Wir brauchen zivilen Widerstand, da wir es anders in der kurzen Zeit, die wir nur noch haben, nicht mehr hinbekommen werden.

nicht begeistert. Aber unser Ziel ist es auch nicht, gemocht zu werden. Wir sehen uns als Feueeralarm. Wir möchten einen Aufwacheffekt bei den Menschen erreichen. Die Massendemonstrationen von Fridays for Future wurden von der Politik komplett ignoriert. Was sollen wir also ma-

chen, außer zivilem Ungehorsam?

Welche Konsequenzen hatte dein Einsatz bislang für dich?

Ich war sicherlich schon 30-mal in einer Einzelzelle in Gewahrsam. In Berlin bleibt man dort normalerweise bis Ende des Ta-

ges oder bis Ende des folgenden Tages. Das ist schon hart. In Frankfurt war ich fünf Tage in Gewahrsam. Und nach einer Pipeline-Aktion war ich vier Tage in der JVA. Aber dennoch weiß ich immer: Hier sitzen gerade noch 50 andere Menschen wegen derselben Aktion in ihren Zellen,

Was war – was bleibt

„Die neuen Studierenden empfangen zu dürfen aus allen Teilen der Republik und darüber hinaus – und gleichzeitig das engagierte Team der Startwoche: Das ist ein Geschenk für die Uni und für mich auch ganz persönlich.“

Sven Prien-Ribcke
Organisator der Startwoche

„Wir wollten das Zentralgebäude zum Ort der Begegnung machen, und das ist dieses Jahr auch gelungen. Besonders waren auch die Pausenveranstaltungen wie zum Beispiel Stundenpartys, durch die die Studierenden wieder revitalisiert in die Podiumsdiskussionen starten konnten.“

Ali Simsek
Orgateam der Startwoche

„Mein Highlight war die spontane Abendveranstaltung zum Iran. Die Leute wollen sich damit auseinandersetzen. Man hat den Aktivismus gespürt. Es war unglaublich berührend, motivierend und erschütternd zugleich.“

Karen Rebeski
Orgateam der Startwoche

8,9

Prozent sind internationale Studierende.

1106

Personen sind an der Leuphana hauptberuflich beschäftigt (Stand 10.02.22). Davon sind 528 Personen im nicht-wissenschaftlichen Bereich und 578 im wissenschaftlichen Dienst tätig.

23,2

Jahre beträgt der Altersdurchschnitt bei Bachelor-Studierenden (Stand WS 21/22).

9833

Studierende waren an der Leuphana Universität im Wintersemester 2021/22 eingeschrieben.

200

Schritte lang etwa war die Schlange vor der Mensa mittags zu den Stoßzeiten.

1050

Sitzplätze bot während der Startwoche das Auditorium für große Veranstaltungen. Weitere 300 Stühle waren im Forum aufgebaut, dort war eine Übertragung aus dem Auditorium zu sehen.

30

Wissenschaftler:innen und

15

Logistiker:innen waren an der Startwoche beteiligt.

96.000

Quadratmeter groß ist die Fläche des zentralen Campus. Das entspricht etwa 13,4 Fußballfeldern.

1300

Erstsemester etwa haben letzte Woche ihr Studium an der Leuphana begonnen.

100

Tutor:innen erarbeiteten mit ihren Gruppen zum Thema der Startwoche spezifische Projekte.

Recherche: Luisa Halstenbach und Sonja Holtz

Mit zwanzig Jahren ausgebrannt

Ein Therapieraum in einer Klinik. Neben mir sitzen etwa 15 Personen, alle in meinem Alter. Nach und nach erzählen wir. Einige von dem Stress, andere verschweigen ihn. Manche wollen nicht mehr daran denken. Niemand hätte gedacht, dass er oder sie hier sitzen wird, in der Therapie mit Anfang 20. Auch ich nicht. Meine Diagnose: schwere, depressive Episode, in Alltagssprache auch „Burnout“ genannt.

Wenn ich daran zurückdenke, wie alles angefangen hat, weiß ich heute, dass ich zu spät reagiert habe. Eigentlich war alles gut, dachte ich. Eigentlich führte ich ein typisches Studierendenleben. Mich interessierte mein Studiengang, Kulturwissenschaften, ich hatte gerade neue Freunde in Lüneburg gefunden, ging auf Partys und zu Treffen von Initiativen, ich mochte meinen Nebenjob.

Aber im Wintersemester 2021 änderte sich plötzlich alles. Vorher fanden die Vorlesungen und Seminare digital statt, plötzlich sollten wir wieder in die Uni kommen. Ich war gerade erst in eine neue WG gezogen, versuchte, ein harmonisches Miteinander zu schaffen, was sich als ziemlich umständlich erwies.

Was ich noch wollte: An allen Kursen und Initiativen teilnehmen, eine neue Sprache lernen und mich mindestens zweimal am Tag mit Freund:innen treffen.

Das war mein Leben. Immer im Stress, immer schon in Gedanken bei dem nächsten Termin. Irgendwann schlug mein Körper Alarm. Ich ignorierte die Anzeichen. Alles um mich herum fühlte sich immer schwammiger an, ich fühlte mich nicht mehr wohl, wenn ich andere traf. Doch ich tat einfach so, als könnte ich die ganze Last weitertragen, auch weil ich die Erwartungen anderer wohl über meine eigenen stellte.

Meine Freund*innen sprachen mich an. Sie sagten, ich sei kaum noch anwesend, wenn wir uns unterhielten. Ich antwortete, ich hätte gerade viel Stress, es wäre aber nicht schlimm.

Dabei weinte ich damals viel, meist ohne Grund. Schlaflose Nächte raubten mir die Energie, und doch zwang ich mich zu den Unikursen zu gehen, um den Schein von „Normalität“ zu wahren. Panikattacken bestimmten meinen Alltag, aber ich hatte nicht die Kraft, mir Hilfe zu suchen. Mir fehlte die Kraft, mir einzugestehen, dass es an der

Unsere Autorin wollte sich lange nicht eingestehen, wie schlecht sie sich fühlt – bis sie in eine psychiatrische Klinik geht

Zeit war, meinen Alltag zu ändern. Ich machte immer weiter. Bis mich eine Freundin aus der Heimat besuchte.

An dem Tag ging ich morgens noch zur Uni, doch die vorherigen Wochen hatte ich kaum noch etwas gegessen. Wenn mir dann doch wieder alles zu viel wurde, übergab ich mich auf der Toilette. Auf dem Weg zur Uni war ich so vertieft in meinen zermürbenden Gedanken, dass ich mit einem Rad eine Straße überquerte und ein Auto übersah. Ich wurde fast angefahren. Und doch fuhr ich weiter, als wäre nichts passiert.

Meine Freundin und ich sprachen an diesem Wochenende viel über alltägliche Probleme. Sie studierte Psychologie und kannte sich mit Stresssymptomatik aus. Aber wie schlimm es eigentlich war, das bemerkte nicht einmal sie. Während des Besuchs gingen wir auf ein Konzert meiner Lieblingsband. Ich weiß bis heute nicht, wie ich diesen Abend überstand.

Am nächsten Morgen ent-

schied ich überstürzt, für ein paar Tage zu meinen Eltern zu fahren. „Eine kleine Auszeit“ nannte ich es gegenüber meinen Mitbewohnerinnen.

Als ich dann die Türschwelle meines alten Zuhauses betrat, brach ich zusammen.

Die nächsten zwei Wochen waren die Hölle. Ich hatte Albträume, in denen ich alles, was mir wichtig war, verlor. Meine Liebsten, Zuversicht und Lebensfreude. Angst war ein ständiger Begleiter. Die größte Unterstützung erhielt ich von meiner Mutter, die stets versuchte, mich zu beruhigen. Mit meinen Freund:innen hatte ich in dieser Zeit fast täglich Kontakt. Ich sagte, mir ginge es gut, mir sei nur die Uni ein wenig über den Kopf gewachsen. Bald würde ich mit neuer Kraft zurückkehren.

Aber es wurde nicht besser. Ich befand mich schon zu tief in meiner eigenen Gedankenspirale.

Nach zwei Wochen und dem Rat einer Psychotherapeutin, in eine psychiatrische Klinik zu ge-

hen, entschied ich mich zu nächst dafür, alles langsamer angehen zu lassen. Ein paar Uni-Kurse weniger zu belegen.

Doch sobald ich wieder in meinem WG-Zimmer im Bett lag, fing der emotionale Wahnsinn in meinem Kopf erneut an. Ich war verzweifelt.

Nichts nützte. In den vier Tagen, die ich dann in Lüneburg war, vertraute ich mich einer Freundin an. Als ich ihr von meiner Gefühlslage erzählte, wurde mir bewusst, wie schlecht es mir eigentlich ging. Als ich nachts eine Panikattacke durchmachte und Albträume mich plagten, wurde mir bewusst, dass ich sofortige Hilfe bräuchte.

An einem verregneten Sonntag ging ich zur Notaufnahme der psychiatrischen Klinik Lüneburg. Eine Freundin begleitete mich. Ich hatte vorher noch nie von diesem Ort gehört. Ein großes, graues Gebäude. Jetzt sollte ich hier fast zehn Wochen meines Lebens verbringen.

Zuerst kam ich auf die Geriatrie-Station, die für ältere Menschen bestimmt war. Die für mich zuständige Abteilung hatte zu dem Zeitpunkt kein Bett frei. Hier wurde ich zum ersten Mal mit psychisch erkrank-

ten Menschen konfrontiert, die sich zu spät Hilfe gesucht hatten. Dies ängstigte mich noch mehr.

Ein paar Tage später kam ich auf die Station für junge Erwachsene. Ich bekam einen Therapieplan, mit Einzel- und Gruppentherapie. Einen geregelten Tagesablauf. Viele Gespräche halfen mir aus meinem tiefen Loch hinaus. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, wirklich gehört und verstanden zu werden.

Ich lernte, dass ich viel zu lange nicht auf mich geachtet habe und meinen Stress geleugnet hatte. Zudem erkannte ich, dass ich mich ständig um alle kümmern wollten und bei allem dabei sein wollte. Ich hinterfragte meine bisherigen Entscheidungen, reflektierte zwischenmenschliche Beziehungen in meinem Leben und begann, Veränderungen vorzunehmen. Ich entschied mich, „Nein“ zu Veranstaltungen zu sagen, ehrlich mir gegenüber und meinen Liebsten zu sein und Prioritäten zu setzen.

Was ich noch lernte: Das Wichtigste ist zu erkennen, dass es mir auch mal schlecht gehen darf, und es eine Stärke ist, sich Hilfe zu suchen und sich Probleme einzugestehen.

„Hautfarbe spielt immer noch eine Rolle“

Vor 30 Jahren endete in Südafrika die Apartheid – doch der große gesellschaftliche Wandel blieb aus

VON KAREN REBESKI

Ein Gespräch mit zwei Menschen, die seit Jahrzehnten mitbekommen, wie Südafrika sich entwickelt: Auf der eine Seite Nothemba Centane, 1976 in Südafrika geboren. Abitur, Marketing-Studium. Seit 1997 arbeitet sie für eine Schiffahrtsgesellschaft. Nothemba ist Mutter von drei Kindern und lebt in Khayelitsha, einem der größten Townships Südafrikas.

Auf der anderen Seite Bartholomäus Grill, 68. Er zog 1993 das erste Mal nach Südafrika, als Korrespondent für die Wochenzeitung „Die Zeit“. Seitdem beobachtet er die Nation, er gehörte zum Afrika-Beraterkreis vom damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler und gilt als einer der erfahrensten deutschsprachigen Afrika-Experten. Was denken sie: Wo steht Südafrika heute?

Frau Centane, wie würden Sie die Stimmung im Land beschreiben?



Centane: Wir erleben eine Mischung aus Angst und Frustration. Die Reichen werden immer reicher. Die Armen werden immer ärmer. Selbst der Mittelschicht geht es immer schlechter. Wenn wir so korrupt sind, wie sicher können wir sein, dass es uns nicht so ergeht wie Ländern wie Simbabwe?

Können Sie sich an den Tag er-



innern, an dem Nelson Mandela zum Präsidenten gewählt wurde?

Centane: Ja, ich war sehr stolz und optimistisch, was die Entwicklung unseres Landes angeht. Man konnte sehen, dass sich das Land in Richtung Gleichheit und Freiheit für alle bewegt. Ich hatte das Gefühl, irgendwo hinzugehören.

Wann waren Sie zum ersten Mal enttäuscht, weil sich doch nicht alles geändert hat?

Centane: Am Arbeitsplatz. Trotz meines Abschlusses fing ich ganz unten an. Man kann seine Leistung erbringen und positive Rückmeldung bekommen, aber das bringt einen nicht wirklich weiter. Die Hautfarbe spielt immer noch eine Rolle.

Herr Grill, Südafrika war für Sie „ein Hoffungsland, ein demokratisches Modell für Afrika, eine weltweit bewunderte Regenbogennation“. Würden Sie heute noch solche Worte wählen?

Grill: Nein. Südafrika ist nach

wie vor eine funktionierende Demokratie und als solche ein Vorbild für den Kontinent. Aber ökonomisch und gesellschaftspolitisch hat das Land versagt. Die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Schwarzen und Weißen wird größer. Der Rassismus nimmt zu. Die Gesellschaft ist verunsichert und enttäuscht über den moralischen Verfall und das Versagen der eigenen politischen Elite, die es nicht geschafft hat, aus diesem Land eine Erfolgsgeschichte zu machen.

Infolge des fehlenden Strukturwandels bewegt sich Südafrikas Wachstumskurve seit Jahren nach unten. Die allgemeine Arbeitslosenrate liegt bei 35 Prozent. Mehr als die Hälfte der Einwohner:innen leben unterhalb der nationalen Armutsgrenze.

Wie kann ein Land derart in den Abgrund gewirtschaftet werden?

Grill: Das hat mit dem mit dem Verfall der Werte zu tun, mit dem Machthunger, mit der Kor-

ruption und der Konzeptlosigkeit. Unsere Nachbarin spricht vom M-Government. M für Monkeys. Nur 41 von über 257 Gemeinden werden so geführt, dass man die Funktionen einer staatlichen Institution spürt und sieht. Anderswo funktioniert von der Müllabfuhr über die Stromversorgung bis hin zu den sozialen Diensten, Ambulanzen, und Schulen nichts mehr. Unruhen wie 2021 in KwaZulu-Natal sind ein Zeichen dafür, wie sehr es in dieser Gesellschaft brodeln.



Wer ist verantwortlich?

Grill: Es ist die Hauptschuld der Parteiführung. Die Korruption sickert durch alle Institutionen des Landes. Die öffentliche Ordnung bricht zusammen. Das sieht man an geplünderten Bahnhöfen und in den Townships, wo Gangs regieren und die

Vergewaltigungs- und Kriminalitätsraten zu den Höchsten der Welt gehören. Gleichzeitig gibt es dieses wunderbare Leben der Weißen. Besonders in einer Stadt wie Kapstadt. Wenn die Politik nicht gegensteuert, ist es eine Frage der Zeit, bis größere Konflikte ausbrechen.

Mit seinen Bodenschätzen, seinem landwirtschaftlichen Potenzial, einer Infrastruktur, einer stabilen Demokratie, einer unabhängigen Justiz und einer freien Presse hat Südafrika alles, was es für eine erfolgreiche Entwicklung braucht. Die Realität: Massenarbeitslosigkeit, Armut, Bildungsnotstand, Korruption, Rassismus.

Herr Grill, Sie sprechen oft davon, dass die politische Apartheid überwunden wurde, die ökonomische aber geblieben ist. Können Sie das erläutern?

Grill: Nehmen wir Kapstadt. Auf der einen Seite eine überwiegend weiße Geldelite, die keinerlei ökonomische Probleme hat. Auf der anderen eine wachsende Masse von Menschen, ohne Arbeit und Zukunft. An jeder Ecke kann man Schönheitsoperationen durchführen lassen, und draußen in den Townships gibt es in manchen Gesundheitsstationen nicht mal Kopfweltabletten. Hier hat jedes Haus mehre-

re Wasserhähne – und in manchen Townships teilen sich 70 Familien einen einzigen Wasserhahn. Wer es sich leisten kann, hat es gut in diesem Land.

Was ist mit der jungen Generation von Südafrikauern?

Centane: Sie sind unglücklich mit dem, was in ihrem Land passiert. Ich glaube, deswegen verliert der African National Congress (seit 1994 die regierende Partei, Anm. der Red.) jetzt so viele

Stimmen. Die ältere Generation wird immer für ihn stimmen, weil der ANC sie in die Freiheit geführt hat. Die „geborenen Freien“ kämpfen. Sie sind sachlich. Die meisten haben eine Ausbildung. Wenn man sie an die Macht bringen würde, wäre das Szenario vielleicht ein anderes.

Grill: Die Euphorie von Früher ist bei den jungen Südafrikauern nicht zu spüren. Sie halten nichts von der Romantik, die die Vergangenheit umflort. Es hat sich nicht viel geändert. Man war zu nachgiebig mit der weißen Elite. Das sind Versäumnisse, die sich nun negativ auswirken.

Frau Centane, was wünschen Sie sich für die nächste Generation?

Centane: Dass die nächsten Generationen keine Farben sehen, sondern die Menschen. Ich arbeite hart, damit meine Kinder eines Tages ein besseres Leben führen können. Es geht nicht um Wohlstand oder Geld, sondern darum, ein besserer Mensch zu sein.

Wird es einen Wendepunkt geben?

Centane: Den wird es geben. Wir werden vielleicht nicht mehr profitieren, aber die nächsten Generationen. In den sechziger und siebziger Jahren wusste sicherlich niemand aus der Schwarzen Gemeinschaft, dass sie frei sein würden. Wir müssen positiv denken und auf das Beste hoffen.

Fälschung mit Folgen

VON LEAH GONSE

Ein Bericht im Fachmagazin „Science“ rüttelte kürzlich die Alzheimer-Forschung auf: Ein hochrangiger Wissenschaftler soll in seinen Studien Grafiken und Bilder gefälscht haben. Betroffen sei auch einer der bekanntesten Artikel zur Alzheimer-Forschung. Die Studie hat die weitverbreitete Amyloid-Hypothese zur Entstehung von Alzheimer gestützt. Durch die Manipulation könnte das ganze Wissenschaftsgebiet in eine falsche Richtung gelenkt worden sein.

Fälschungen und Betrug in der Wissenschaft kommen immer wieder vor. Selten haben sie jedoch so große Auswirkungen wie in diesem Fall. Denn die Artikel bestimmten in den Folgejahren maßgeblich, wie Forschungsgelder verteilt und welche Medikamente entwickelt wurden. Er zeigt, wieso es gefährlich werden kann, wenn sich in einem Forschungsfeld Mehr-

heitsmeinungen durchsetzen – und andere Hypothesen zu schnell verworfen werden.

Um den Vorfall zu verstehen, muss man ins Jahr 2006 zurückgehen. Damals berichteten der französische Alzheimer-Forscher Sylvain Lesné und seine Forschungsgruppe in einem Fachartikel von einem Molekül, das als möglicher Auslöser für Alzheimer gilt. Dieses Molekül mit dem Namen Beta-Amyloid ist ein Proteinstück und lagert sich mit zunehmendem Alter im Gehirn ab. Die Ablagerungen bilden sogenannte Plaques und verklumpen die Hirnregionen, was zu Gedächtnisverlust führen kann. Lesné infizierte Mäuse mit dem Molekül, daraufhin will er bei diesen Gedächtnisverlust festgestellt haben. Er begründete damit eine der wichtigsten Hypothesen für die Ursache der Alzheimer-Erkrankung: die Amyloid-Hypothese.

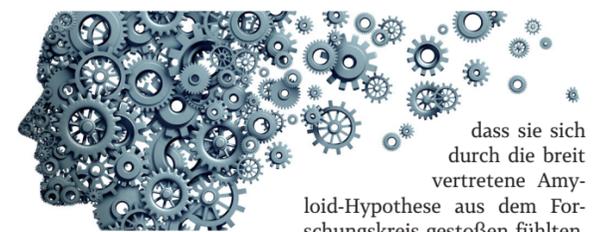
Gerade weil seine Arbeiten in dem Gebiet viel Ansehen genos-

Die Alzheimer-Forschung stützte sich jahrelang auf die Studie eines französischen Forschers. Dann wurden Manipulationsvorwürfe laut

sen, ist es fraglich, warum die mutmaßlichen Fälschungen erst jetzt aufgefallen sind. Durch Zufall stolperte der Neurowissenschaftler Matthew Schrag im Zusammenhang mit anderen Studien, die er auf mögliche Fälschungen untersuchte, über Unstimmigkeiten in Lesnés Veröffentlichungen. Daraufhin hat das Magazin „Science“ die Vorwürfe genauer untersuchen lassen, der Verdacht erhärtete sich: Fotos von Lesnés Forschungsergebnissen, beispielsweise Gehirnschichten der Labormäuse, seien manipuliert worden. Genau so seien auch Grafiken unzulässig bearbeitet worden. Betroffen sind über 70 Veröffentlichungen des Franzosen.

Inzwischen wird die gesamte

Amyloid-Hypothese in Zweifel gezogen – mit schwerwiegenden Folgen für Erkrankte. Viel Geld wurde in Medikamente gesteckt, die sich auf diesen Ansatz stützten, sie brachten jedoch nicht die gewünschten Erfolge. Die Mittel entfernten zwar die Proteinablagerungen im Gehirn von Probanden, verhinderten allerdings nicht das Fortschreiten der Krankheit. Ein Medikament namens Aduhelm beispielsweise



wurde im vergangenen Jahr in den USA zugelassen, ohne jemals eine studiengestützte klinische Wirksamkeit zur Verlangsamung von Alzheimer beweisen zu können. Mittlerweile wurde das Präparat vom Markt genommen.

Noch ist unklar, wie sehr die vermeintlichen Entdeckungen von Lesné das Forschungsgebiet genau beeinflusst haben. Jedoch berichten Wissenschaftler, die andere Hypothesen zur Entstehung von Alzheimer verfolgen,

dass sie sich durch die breit vertretene Amyloid-Hypothese aus dem Forschungskreis gestoßen fühlen. Die Amyloid-Hypothese hat sich allerdings auch unabhängig von den manipulierten Studien weiterentwickelt. Wie bedeutsam Lesnés Manipulationen wirklich für die Wissenschaft sind, lässt sich somit nicht ganz einfach beantworten. Die Ereignisse könnten der Forschung als Besinnung dienen, nicht zu sehr auf bekannten Theorien zu verharren. Das Wesen der Wissenschaft ist es schließlich, sich durch das Entdecken neuer Fakten selbst zu korrigieren.

IMPRESSUM

Herausgeber
Medienhaus Lüneburg GmbH,
Am Sande 18-20, 21335 Lbg.
Leitung Startwochenzeitung
Christopher Piltz, Martin

Schlak, Thore Rausch
Redaktion
Nana Adjoa Amoah, Emily Bein,
Leah Gonse, Luisa Halstenbach,
Sonja Holtz, Katrin Hommen,

Mick Neumann, Julian Pimat,
Anastina Schoeps
Landeszeitung
Thorsten Lustmann,
Hans-Herbert Jenckel

Wann warst Du das letzte Mal mutig?



Johanna, 20: „Ich habe mein Lehramtsstudium abgebrochen und mich für eine Ausbildung als Hörakustikerin entschieden.“



Carlotta Schaak, 20: „Wir sind im September, statt ins Schwimmbad zu gehen, in die kalte Ostsee gesprungen.“



Gernot Boennen, 54: „Als Polizeibeamter habe ich mich mit Hund vom Hubschrauber abseilen lassen.“



Marianne Jahnke, 60: „Ich habe meinen runden Geburtstag trotz Corona gefeiert, und es hat sich niemand angesteckt. Die Woche drauf waren alle Restaurants wegen des Lockdowns wieder dicht.“



Josua, 30: „Vor zwei Monaten habe ich mich von meiner Freundin getrennt. Dafür musste ich mutig sein.“



Florian, 26: „Bei meinem Jobwechsel mitten in der Pandemie: von Personalberatung zu IT-Vertrieb. Ich habe vorher noch nicht im Bereich IT gearbeitet, aber es hat sich gelohnt.“



Jorg Lebsack, 35: „Ich musste auf der Arbeit entscheiden, ob wir Getreide im Wert von Tausenden Euro wegschmeißen, weil das Getreide verunreinigt war.“



Phillip Gröning, 23: „Ich habe mich sehr spontan für meine Fahrprüfung angemeldet – und es hat zum Glück geklappt.“



Canan Erdogan, 34: „Vor einer Woche bin ich das erste Mal ohne Mann und Kinder in die Türkei gereist.“



Frieda, 33: „Ich bin vor drei Wochen mit meiner ganzen Familie aus Hamburg nach Lüneburg gezogen, weil mir die Großstadt unter anderem zu laut war.“



Malou Huber, 24: „Ich habe mich aus der Elternzeit heraus als Stylistin selbstständig gemacht.“



Ulrich Schulz, 72: „Ich war ganz alleine einen Monat in Urbino in Italien, um italienisch zu lernen.“

Fotos und Text: Katrin Hommen und Mick Neumann

DAS BLEIBT

Hüpfen und Grölen

Von Anastina Schoeps

Die Techno-Musikszene ist dafür bekannt, alle Menschen einzuschließen. Unabhängig von ihrer Herkunft, Sexualität und Alter treffen sie sich auf Raves und feiern zur Musik. Seit Techno allerdings in Sozialen Medien viral geht, dringen immer mehr Menschen in diese Welt ein. Das ist einerseits toll, andererseits sorgen die Neuankömmlinge dafür, dass Techno erstmals mit dem Phänomen des Gatekeepings konfrontiert wird, des Torhütens: Die Neuen entscheiden zusehends, wer dazugehören darf und wer nicht. Sie geben Outfits vor, wie man sich zu schminken und zur Musik zu bewegen hat. Techno verschiebt sich immer mehr in Richtung Oberflächlichkeit. Man bekommt nun oft für sein Outfit oder seine Haare Komplimente, anstatt auf die Musik des DJs zu achten. Das Schlimmste ist, dass viele Neuankömmlinge die Techno-Szene früher belächelt, ihre Anhänger als Drogenabhängige beschimpft und die Musik als „Lärm“ betitelt haben. Jetzt hüpfen und grölen sie auf den Floors, schreien laut „Ey! Ey! Ey!“ Bei vielen langjährigen Techno-Fans sorgt das für Empörung. Ironischerweise müssen sie jetzt das tun, was sie eigentlich vermeiden wollen: selbst zu Türsteher werden, um ihre Szene zu retten.



Ganz normal queer sein

Wie Filme und Serien queere Menschen angemessen repräsentieren

VON MICK NEUMANN

Fangen wir an mit einem positiven Beispiel – der Serie „Heartstopper“: Die Netflix-Adaption eines Webcomics der Autorin Alice Oseman überzeugt mit authentischer und charmanter Repräsentation von queeren Jugendlichen. Die Serie handelt von einer Gruppe Teenagern, die versuchen das Leben, die Liebe und Freund*innenschaften zu verstehen.

Queer – das ist die Selbstbezeichnung von Menschen, die nicht in die romantischen, sexuellen und/oder geschlechtlichen Normen der Gesellschaft passen. Noch vor zehn Jahren war es eine Herausforderung, Serien zu finden, die queere Menschen angemessen repräsentieren. Sie handelten

meist von Erwachsenen mit lebensbedrohlichen Problemen, oder von Protagonist*innen, die regelmäßig allein endeten oder starben.

Oft passiert es, dass queere Charaktere auf negativen Stereotypen basieren oder konsequent als schlechte oder böse Menschen dargestellt werden. Oder sie spielen keine bemerkenswerte Rolle, sind ein Feigenblatt für die queere Community. Um sagen zu können: Es gibt Repräsentation. Doch in manchen Fällen bleibt es einfach unklar. Da werden in Szenen Anspielungen gemacht, ein Charakter

ter könnte queer sein – aber die Bestätigung bleibt aus. „Queerbaiting“ heißt dieses Phänomen. Beispiele hierfür sind Sherlock Holmes und John Watson aus „Sherlock“, Rachel Berry und Quinn Fabray aus „Glee“ oder Finn und Poe aus „Star Wars: Der Aufstieg Skywalkers“.

„Heartstopper“ zeigt, wie es anders geht: Die Protagonist*innen Charlie und Nick sind herzerwärmend. Sie sind keine Nebencharaktere, schämen sich nicht, und werden nicht im Disney-Stil übertrieben.

In den letzten Jahren gab es eine bemerkenswerte Anzahl an von der Kritik gefeierten Filmen die queere Existenz und die Kämpfe in einer heteronormativen Welt genau darstellen. So zeigte Moonlight (2016) das Erwachsenwerden eines schwulen, Schwarzen Mannes und Boy Erased (2018) und Pray Away (2021) erzählten herzerreißende Geschichten über schädliche Konversionstherapien. Diese Filme eig-

nen sich, um das Verständnis für die Kämpfe zu fördern, mit denen queere Menschen tagtäglich konfrontiert sind.

Einerseits gibt es den Wunsch nach realistischeren Darstellungen der Kämpfe von Queers, damit die Gesellschaft den Schmerz, den sie verursacht, verstehen und Korrekturen vornehmen kann. Andererseits wollen viele

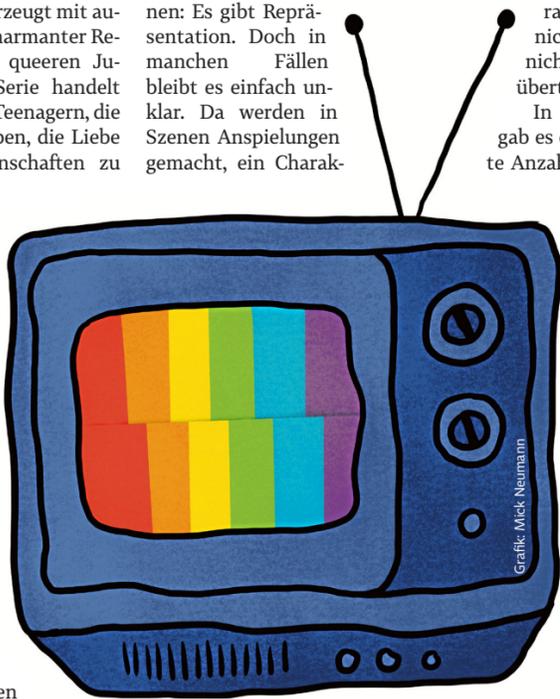
Form der Darstellung, die sich fast immer an cis-hetero Menschen und nicht an queere Menschen richtet.

Grundsätzlich gibt es nicht die eine perfekte Art von Repräsentation, keine allgemeingültige Formel für Medien. Ein Aspekt, der sich auf jeden Fall beachten werden sollte, ist, dass an Serien über queere Personen auch queere Personen mitwirken und gehört werden, um eine unpassende Repräsentation zu vermeiden. So divers wie die Community ist, sollte auch die Repräsentation aussehen.

Nick aus „Heartstopper“ bietet eine gute Repräsentation eines bisexuellen Jugendlichen. Das ist besonders wichtig, da diese Gruppe immer noch vielen Vorurteilen begegnet, auch innerhalb der Community. Die einzige Charaktereigenschaft von Elle, einer trans* Person, ist erfreulicherweise nicht, dass sie trans* ist. Stattdessen geht es darum, dass sie sich an einer neuen Schule zurechtfinden muss und neue Freund*innenschaften schließt.

Nicht nur das Medienecho der Serie war positiv, auch aus der queeren Gemeinschaft gibt es zahlreiche Stimmen, die sich begeistert über „Heartstopper“ geäußert haben. „Heartstopper“ fängt die Essenz einer glücklichen Romanze ein und erinnert das queere Publikum daran, dass dies kein unerreichbares Ziel ist.

„So divers wie die Community ist, sollte auch die Repräsentation aussehen.“



LESERBRIEF

„Geht es hier um den ‚Schlag ins Gesicht‘?“

► **„Redner-Tweet empört Studierende“**
Startwochenzeitung vom 12. Oktober

Mich als Opfer sexueller Gewalt haben die Ausführungen der Autorin verletzt. Herr Sattelberger hat den Begriff „politische Vergewaltigung“ für einen für ihn äußerst schmerzhaften Augenblick verwendet. Vergewaltigung ist eine Straftat, die unerträglich ist im Augenblick und lebenslang tiefe Narben hinterlässt. Der bildlich-darstellende Begriff „politische Vergewaltigung“ überzeichnet massiv. Doch Frau Bein und auch Herr Pimat degradieren in meiner Wahrnehmung Vergewaltigung eben genau zu einem Begriff: Er wurde bildlich-darstellend verwendet. Geht es hier um den „Schlag ins Gesicht der Opfer“? Oder anders gefragt: Heißt „gewiss“ soviel wie „ich habe gar nicht nachgefragt“? Vielleicht, weil es nicht um uns Opfer sexueller Gewalt, sondern um das Aufzeigen eigener vorbildlicher Political Correctness ging? Ich persönlich fühle mich hier für Ihre Zwecke missbraucht. Reden Sie nicht über, sondern mit Opfern sexueller Gewalt! Dann werden Sie feststellen, dass wir viele andere Probleme gelöst sehen wollen, als das eines „Poltergeist-Politikers“, der den gängigen Begriff „politische Vergewaltigung“ verwendet.

Der Name der Autorin ist der Redaktion bekannt